

Eine neue Form der Banalität

»[Richard Dehmel in Hamburg unbekannt.] Man schreibt uns: Dieser Tage kam ein an den größten Lyriker des heutigen Deutschland in seine zweite Heimat Hamburg gerichteter Brief als unbestellbar zurück, weil die »genaue Adresse« fehlte. Das war vollständig an der Ordnung, denn, kann ein deutscher Postbeamter erwidern, wenn er aus dem Konversationslexikon festgestellt hat, wer der Adressat war, 1) ist bei allen Sendungen Straße und Hausnummer anzugeben, 2) ist es nicht Sache der Reichspost, ihre Beamten in moderner deutscher Literatur zu unterrichten, und 3) ist der Adressat Richard Dehmel überhaupt im Bestellbezirk Blankenese bei Hamburg, Kreis Pinneberg, Regierungsbezirk Schleswig, Königreich Preußen, postalisch zuständig. Und der deutsche Beamte würde mit allen drei Antworten so recht haben wie je ein deutscher Beamter. Aber ein Privatmann möchte an seine Mitprivatmenschen doch die bescheidene Gegenfrage stellen, ob sie wirklich glauben, daß etwa eine an August Strindberg nach Schweden dirigierte Sendung dem Absender wieder zurückgegeben würde, auch wenn noch nicht einmal der Wohnort des Adressaten angegeben wäre. Und der ist doch schließlich auch nur — Schriftsteller.«

Der Gedankenstrich und der Gedanke ermöglichen mir nach meinem typographologischen Verfahren die vollständige Herstellung der zeitgenössischen Physiognomie, die hinter solcher Bitterkeit steckt. Es ist die Stellung des Idioten (Privatmanns) zum Staat. Die Intelligenz ist nicht mehr imstande, die Bestimmung des Dienst- und Schutzverbandes, den sie erschaffen hat, zu begreifen. Alle bürokratische Unzulänglichkeit wird durch eine liberale Kritik, die der Individualität dort Rechte zuschanzen möchte, wo sie sie nicht hat, ins Recht gesetzt, und der Staat kann sich in die Polizeifaust lachen, wenn ihm die Intelligenz ihren Standpunkt klar macht. Nicht die Vorstellung allein, daß so ein ~~Advokat~~ der Frankfurter Zeitung sein Herz darüber ausschüttet, daß die Post einen Dichter nicht kennt, und daß er sich einbildet, er stehe deshalb dem Dichter näher als ein Briefträger, macht diese Art von Kurzsichtigkeit, die einen Zwicker trägt, zur wahren Staatsplage. Solche Individuen, die aus Reih und Glied einer Quantität treten und die in ihrem Umkreis angestaunt werden, wenn ~~von~~ ihnen eine Zuschrift gedruckt wurde, sind in der ihnen ausschließlich offenen Perspektive des sozialen

Lebens nicht imstande, einen Fortschritt weit zu denken. Die Post erfüllt ihre Idee, den Boten zu ersetzen, durch Beschleunigung und Verbilligung. Nicht durch Findigkeit, wie die Spaßmacher glauben. Dem Dienstmann, dem es überlassen bliebe, den Adressaten zu suchen, ehe er ihm die Botschaft übermitteln kann, müßte der Lohn erhöht werden. Der liberale Sinn betreibt nur scheinbar die Popularisierung der Betriebsmittel, in Wahrheit setzt er die Ausnahme für jeden Einzelfall voraus und, im luftleeren Raum denkend, nicht imstande, sich die Quantität vorzustellen, deren Begriff er allein sein Dasein verdankt, macht er immer den ganzen Apparat seiner schätzbaren Individualität tributpflichtig und für jede Vernachlässigung verantwortlich. Antisoziale Scherzhaftigkeit hat das Lob der findigen Post aufgebracht, deren Spürsinn man die versteckteste Adresse zu apportieren aufgibt. Nur in Österreich, wo auch die Bureaucratie weniger dem Verkehrsinteresse als dem Streben nach falscher Persönlichkeit entgegenkommt, pflegt sich die Post aus solchen Zeitvertreib eine Ehre zu machen, und in diesem Lande mag es schon vorkommen, daß das »Mir san mir« als Adresse eines Briefes genügt, etwa noch ergänzt durch die Straßenbezeichnung »Eh scho wissen«. Der Prüfstein für die Findigkeit der Post ist in der Regel das Porträt eines Dichters, das ein Scherzbold auf das Kuvert gezeichnet hat, und zur Freude aller Beteiligten, des bekannten Dichters, des lustigen Zeichners und der findigen Post wird das »postalische Kuriosum« im Extrablatt abgebildet. Sie alle aber spüren nicht, daß Popularität, Humor und Findigkeit Beweise gegen das Milieu sind, in dem diese Eigenschaften wurzeln, und daß nichts sowohl gegen den Geist wie gegen die Post eines Landes mehr spricht als der Glaube, daß die Kultur von der Zustellbarkeit ungenügend adressierter Briefe abhängt und daß der Dichter es dort am besten hat, wo ihn die Briefträger kennen. Und zwar so, daß sie entweder schon wissen, wo er wohnt, oder wenigstens bereit sind, aus Hochachtung nachzuschlagen. Der Liberalismus stellt sich vor, daß die Wirkung, die ein Dichter auf seine Zeit ausübt, in der Notorietät seiner Adresse zum Ausdruck kommt, und die Wirkung, die er auf die Nachwelt hat, in der Geläufigkeit seiner Biographie. Und der findigen Post ist es überlassen, das Nemo propheta in sua patria als hinreichende Adresse anzusehen, es wäre denn, daß hier der Vermerk am Platze ist:

Tipp
as postalischen

1-Post's
Jugend

1, wenn möglich

Adressat abgereist oder verstorben. Der Briefträger soll im kleinen Finger haben, was der besser bezahlte, weniger geplagte, aber dafür unnützer Literarhistoriker nicht einmal ahnt. Wenn Herr Eduard Engel mich nicht kennt und ehe er mich plündert, mir eine falsch adressierte Karte schickt, auf der er mich bittet, mich plündern zu lassen, so soll der Briefträger wissen, wem es zugehört ist. Die Gebildeten, die sich gestern über die Kunst informiert haben, schütteln den Kopf über die »breiten Massen« — eine Vorstellung, auf der die Intelligenz zu sitzen scheint —, die immer/so spät erst nachrücken. Die liberale Enttäuschung in solchen Fällen klingt mir ~~immer~~ wie der Seufzer, den Ebermanns »Athenerin« (deren Adresse heute festzustellen der findigsten Post nicht gelingen dürfte) ausstößt, weil sie ein Mann aus dem Volke auf die Frage, ob er nicht wisse, wo ~~(meines Erinnerens)~~ Sokrates wohnt, mit der Gegenfrage, wer denn das sei, ~~enttäuscht~~. »Wie wenig kennt das Volk doch seine Geister!« Vollends voraussetzungsvoll sind in diesem Punkte die Literaten, die sich ehemals eine Ankunft in Christiania schwer anders vorstellen konnten, als daß Ibsen und Björnson auf dem Perron stehen und sich erbötig machen, das Gepäck zu tragen. In einer Humoreske war einmal die Enttäuschung eines Berliners in Wien geschildert, der seinen Wiener Begleiter vor jedem Herrn mit schwarzem Schnurrbart in die Rippen stieß und fragte, ob dies denn nicht Johann Strauß sei. Nur hatte der Autor vergessen, daß diese Identifizierungsversuche eines Berliners in Wien noch berechtigt sind, wo tatsächlich sechs Persönlichkeiten auf dem Opernring stehen und eine davon umso leichter Johann Strauß sein kann, als alle sechs davon durchdrungen sind, daß sie es sind. Vergeblich wäre nur und charakteristischer die analoge Mühe, die sich ein Wiener auf dem Potsdamerplatz gäbe, und man hat ja gehört, daß bedeutende Wiener Feuilletonisten sich in Berlin nicht akklimatisieren konnten und eingingen, weil oft ein Jahr verstrich, ohne daß sie auf der Straße ein »djehre Herr Doktor!« zu hören bekamen und weil es dann zumeist ein Wiener Operettensänger war, der in Berlin ein Nachtklokal aufgemacht hatte. Aber der Liberale aller Länder ist schmerzlich enttäuscht, wenn der Fortschritt nicht vor ihm Halt macht

(ach

dok. 1:

und wenn der Betrieb, den er für den letzten Zweck aller Schöpfung hält, es nicht/speziell auf ihn abgesehen hat und zu seiner Förderung auf Kosten aller andern Passagiere beitragen will. Vor dem Autobus steht ihm die Bildung, und ein Bestandteil der Bildung ist ihm die Kunst. Er hat seinerzeit den Kopf geschüttelt, als ihm die Statistik verriet, wie wenig deutsche Soldaten wußten, wer Bismarck war, und die Hände gerungen, als er erfuhr, daß es mit der Popularität Goethes nicht besser bestellt sei. Er versteht nämlich nicht, daß geistige Werte auch auf eine Zeit übergehen können, die den Namen der Schöpfer oder Vermittler nicht kennt. Er weiß nicht, daß die Lebenshaltung auch des literarisch Ungebildetsten von der Existenz Shakespeares irgendwie bedingt ist. In diesem Punkte, mindestens aber in der Überschätzung unmittelbar übertragbarer Wahrheiten, also politischer Werte, wird er von den Dichtern selbst heute unterstützt. Der verrannte Betätigungsdrang der Ästheteten, die jetzt einen Leitartikler für ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft halten, kommt der schwachgeistigen liberalen Intelligenz sehr zu Hilfe. Was soll man noch gegen die Leute, die sich für Versammlungsheroen und für politische Megären begeistern, ernstlich einwenden, wenn ein Dichter Konventtöne anschlägt und nicht allein deshalb für das romanische Leben schwärmt, weil dort die Kriegsschiffe »l'humanité« heißen, sondern weil sie zuweilen auch »Voltaire« heißen! Ich hingegen bin schon mißtrauisch gegen Kulturen, deren Briefträger die Namen ihrer Repräsentanten kennen und sich womöglich über eine genaue Adresse kränken, weil sie einen Zweifel an ihrer Bildung bedeuten könnte. Ich glaube, daß die Post dort, wo sie Dichter ohne Straßenbezeichnung findet, vollständig adressierte Briefe überhaupt nicht zustellt. Es spricht mir für eine gut organisierte Post, wenn sie in Hamburg nicht weiß, wo Richard Dehmel in Blankenese wohnt, ich will zur Ehre der schwedischen Post annehmen, daß sie die an Strindberg gelangenden Briefe nicht bloß deshalb zustellt, weil er der Strindberg ist, sondern weil seine Adresse genau angegeben war, und für meine Person muß ich gestehen, daß ich zufrieden wäre, wenn mir die Wiener Post auch den größeren Teil der richtig adressierten Briefe nicht zustellte, und daß ich über die Popularität untröstlich bin, die sich darin

F. Schiller ~~ist~~ ^{ein} Briefträger ^{aus} Leipzig
Kopie als ein Antwort, die ich
für die ~~Post~~ ^{Post} ~~haben~~ ^{haben} ~~muß~~ ^{muß}. Aber für ~~Post~~ ^{Post} ~~ander~~ ^{ander} ~~Post~~ ^{Post}
in Leipzig ;

zu erkennen gibt, daß ein Briefträger, der nur meinen Namen ohne Straße und Hausnummer vor sich hat, »Fakl« davorschreibt. Wenn man sich sagt, daß neun Zehntel der Korrespondenzen, mit denen diese armen Teufel an einem Wiener Tage tausend Stock hoch laufen müssen, der gröbste Unfug sind, der mit Papier und Tinte seit deren Erfindung getrieben wurde, wenn man das schamlose Überhandnehmen der Geschäftsreklamen, Wohltätigkeitslose, Wahlaufrufe, Künstlerhausfirnißtageeinladungen bedenkt und all des Mistes, der nicht nur gedruckt, sondern auch zugestellt wird, so gelangt man unschwer zu einem Punkt sozialer Einsicht, wo man nicht extra noch der Bildung des Briefträgers zumutet, was seine Lunge nicht mehr leisten kann. Dem intelligenten Esel, dem die soziale Einsicht immer nur soweit imponiert, als sie eine Phrase ist, und dessen Phantasiearmut beim Nebenmenschen immer just den Bildungsgrad voraussetzt, an den er selbst sich gestern erst anscharotzt hat, wird es nie begreiflich zu machen sein, daß die Kultur von der Überschreitung der Pflichtkreise nicht fett, sondern mager wird. Er wird es nie verstehen, daß die Informiertheit eines Dieners über seine Dienstpflicht hinaus nicht eine Errungenschaft der Bildung, sondern eine Anmaßung ist, die eine lästige Intimität mit einer widerlichen Popularität beweist, und daß ein unbestellbarer Brief mehr für die Unerzogenheit des Absenders als für die Zurücksetzung des Adressaten im Vaterlande spricht. Man muß die liberale Visage, die solchen Vorfälle beseufzt, indem sie ihn begrinst, an der Geringfügigkeit ihrer Sorgen feststellen; denn man muß sie feststellen, wo immer man sie findet. Es gibt furchtbarere Versäumnisse als ein Versäumnis der Post und sogar größere Tatsachen als eine Zeitungsbeschwerde. Aber die großen Ereignisse verdecken zu leicht das Antlitz der Zeit. Wenn es am lautesten zugeht, ist es am schwersten zu bestimmen, wo es am dümmsten ist. Erst wenn die Zeitungen Platz haben, isolieren sich die Vorkämpfer der Banalität und man übersieht die Typen, mit deren Dasein sich abzufinden nur dem geborenen Selbstmörder gelingt.

Münz in Monaco

Die Anwesenheit des Fürsten von Monaco in Wien, des Herrn, der sich für Tiefseeforschung interessiert und eine Fischerei im Trüben besitzt, hat dazu geführt, daß der Münz, den man seit der großen Tintanic-Katastrophe des letzten Sommers vermißt hat, wieder lebendig wurde. Er besaß »Aufzeichnungen über einen Aufenthalt in Monte Carlo«, über ein Interview mit dem Fürsten und holte jetzt »die Genehmigung zur Publikation« ein. Da gibts also kein Dementi. Münz war in Monte Carlo, hat es bei dieser Gelegenheit entdeckt und sofort erkannt, daß außer ihm »der Staub das einzige ist, was den Zauber der Riviera einigermmaßen stört«. Das bunte Treiben fesselt ihn. Die Straße »schlängelt sich zwischen der See und den Seeralpen hin«, was sie bekanntlich immer tut, wenn ein Vertreter der Neuen Freien Presse seinen Blick auf sie heftet. Monaco beherbergt jetzt »die Bundeslade der Verfassung«. Wie sich die Zeiten ändern. Die Blancs! »Auch sie eine Dynastie bereits ...« Münz hat sie noch gekannt, wie sie so klein waren. Aber schnell zur Audienz! (Ostermontag 1911, Schlag halb 3 Uhr, das Feuilleton war also ein volles Jahr zurückgehalten worden.) »Es geht an den Spielsälen vorbei.« Münz stellt Betrachtungen an. In anderen Staaten gibt's das kleine Lotto, da »werfen die Niedrigen und Armen diesem Zerberus ihre Zentesimi und Heller in den Rachen«. (Hier hätte ich »Moloch« vorgeschlagen.) Die Landschaft ist stimmungsvoll. »Am Meeresstrande läuft unser Auto dahin, im Hafen schaukeln sich bewimpelte Motorboote aller Nationen. An Tráms, an Autos, an Karossen, an Fußgängern eilt unser Auto vorbei.« Das tut ein Auto immer, aber man kann es nicht oft genug sagen. »Wenn der Frühling an diesem Strand ein Fest ist, so sind die Ostern ein doppeltes Fest.« Wie wahr ist das. Und wenn einer im Frühling zu Ostern an diesem Strand im Auto fährt, so ist es ein dreifaches Auto. Die armen Leute, die in den Trams sitzen, ganz ohne Way, sind zu bedauern. Dazu »liegt über allem sybaritischer Glanz«, auch über den Gummibäumen und »über den Toiletten der Damen aus der großen und der halben Welt«. Wie sicher muß sich der Münz in dieser Gesellschaft bewegen. Man stelle sich aber ja nicht vor, daß er vom Gummibaum ein Gummibandl herunterholt und es einer Dame aus der halben